

Die Höhle als Hölle – Höhlen und Tobel in der volkstümlichen Vorstellungswelt Vorarlbergs

von Manfred Tschaikner

Zum Autor

Mag. Dr. Manfred Tschaikner, Jahrgang 1957, unterrichtete nach dem Studium der Geschichte und Germanistik an der Universität Innsbruck an verschiedenen allgemein- und berufsbildenden höheren Schulen Tirols und Vorarlbergs. Seit 2002 ist er als wissenschaftlicher Archivar im Vorarlberger Landesarchiv in Bregenz tätig. Sein Forschungsschwerpunkt bildet neben der allgemeinen Regionalgeschichte das frühneuzeitliche Hexenwesen Westösterreichs, Liechtensteins und der Ostschweiz.

Abstract

The present work provides a contribution to the regional cultural history of caves and gorges in the Austrian federal state of Vorarlberg and its surrounding area. For the better understanding of early modern people's perspective, a bow is drawn from archaic paradigms and the different facets of myths and oral tradition about the background of witch persecution to a special case at the end of the 18th century.

Key words: cave, gorge, myth, imagination, history, Vorarlberg, Austria

Zusammenfassung

Die vorliegende Arbeit bildet einen Beitrag zu einer regionalen Kulturgeschichte von Höhlen und Schluchten im Bundesland Vorarlberg und seiner Umgebung. Zur Veranschaulichung der Sichtweise der frühneuzeitlichen Menschen spannt sie den Bogen von archaischen Denkmustern und verschiedenen Aspekten der Sagenüberlieferung über die Hintergründe der Hexenverfolgungen bis zu einem markanten Einzelfall vom Ende des 18. Jahrhunderts.

**VORARLBERGER
NATURSCHAU
15
SEITE 9–17
Dornbirn 2004**



Einleitung

«Die Organisation der verschiedenen Räume – des geographischen, politischen, ideologischen usw. –, in denen sich eine Gesellschaft bewegt, ist ein wichtiger Aspekt ihrer Geschichte.» (LE GOFF 1991: 13)

Auf breiteres naturwissenschaftliches Interesse stießen besondere geologische Formationen in unserer Region erst im Zeitalter der Aufklärung. Davor stand eine andere Art der Wahrnehmung im Vordergrund, bei der gerade Höhlen und die mitunter ähnlich schwer zugänglichen Schluchten (Tobel) stets eine wichtige Rolle spielten. Wie der Mensch seine natürliche Umwelt wahrnimmt, hängt von seinem Weltbild ab. Je nach Sichtweise schreibt er denselben Gegenständen und Orten unterschiedlichste Bedeutung zu. Für eine kulturhistorische Höhlenkunde liegen aus Vorarlberger Perspektive bislang nur geringe Ansätze vor. Auch der vorliegende Beitrag kann nur einige wenige Schlaglichter auf den Stellenwert von Höhlen und Tobeln in der volkstümlichen Vorstellungswelt bieten.

«Höllenhöhlen»

Für das frühneuzeitliche Weltbild bezeichnend erscheint das Schicksal des ersten bekannten – allerdings nicht historisch nachweisbaren – «Höhlenforschers» unserer Region (FIENT 1891/92: 81 f.). Bei ihm handelt es sich um einen gewissen Weber aus St. Antönien, einem Seitental des Prättigaus. Er soll bereits im 17. Jahrhundert auffallendes, ja allzu großes Interesse an den Höhlen der heimatischen Berge gezeigt haben. Das konnte für seine Zeitgenossen nicht mit rechten Dingen zusammenhängen. Tatsächlich überlieferte der Volksmund noch viele Jahrzehnte danach, dass das «Weberli» als Hexenmeister angeklagt worden sei. Dabei habe es als erschwerend gegolten, dass der Verdächtige oft auf die Partnurerstafel gezogen und die schwer zugänglichen Höhlen der Scheienfluh besucht habe (CATANI 1781: 34; NIBLER 1877: 330; FLAIG 1974: 403).

Drang jemand in die numinösen Höhlen ein, suchte er für die meisten Menschen in der Frühen Neuzeit Verbindung zu den Kräften der Unterwelt. Vielleicht wurde ein solches Unternehmen auch als Höllenfahrt gedeutet. Zwischen Höhlen und der Hölle besteht schon etymologisch ein enger Zusammenhang. Die Begriffe führen wahrscheinlich auf eine gemeinsame Wortwurzel zurück (DUDEN 1963: 269 f.): Beide Orte «(ver-)hehlen» oder «verbergen» etwas. Zumindest im Fall der Toten blieb dieses aber nicht immer verborgen. Für die frühneuzeitlichen Menschen waren die Verstorbenen nämlich keineswegs im heutigen naturwissenschaftlichen Sinn tot. Sie konnten (oder mussten) nicht nur zu den Lebenden zurückkehren, sondern beeinflussten deren Gesicke mitunter in erheblichem Maße. Die «Hölle» bildete übrigens ursprünglich keineswegs nur den Verbannungsort von Verdammten. Hier hielten sich alle Toten auf (WINKLER 1987: 184–186). Als Zugänge zu ihrer andersartigen Welt galten Höhlen, Brunnen oder die manchmal als unermesslich tief erachteten Seen. Ähnliche Bedeutung wie den Höhlen kam in diesem Zusammenhang den Tobeln zu, von denen etli-

che in Vorarlberg ausdrücklich als «Hölle» bezeichnet werden. Und auch die längste Höhle des Vorarlberger Höhlen-Katasters, eine geologische Formation im Ifengebirge, trägt den bezeichnenden Namen «Hölloch».

«Vagina» der Erde

Die Toten oder Gespenster, die in den unterirdischen Gefilden hausten, bildeten für die Lebenden keineswegs nur eine Bedrohung. Sie stellten vielmehr über den kurzen Abschnitt des irdischen Daseins hinaus Garanten des Weiterlebens dar. Mitunter holten die Toten zwar – wie in der bekannten Geschichte vom Rattenfänger von Hameln (LECOUTEUX 1987: 190) – Kinder in ihr Reich im Erdinnern. Von dort wurde die Menschheit aber auch mit neuen Kindern versorgt. So erwartete man sich noch bis vor nicht allzu langer Zeit zum Beispiel im aargauischen Verenenbad Kindersegen aus einem Erdloch (DUERR 1984: 47). Ähnliche Vorstellungen sind aus Vorarlberg überliefert, etwa beim so genannten Gögelestuo (Kinderstein) in der Bezauer Parzelle Unterbeerhalden. Dort soll der Berg laut Überlieferung einer nachkommenlosen Frau zwar nur Kinder in Form von Steinen geschenkt haben. Aber auch alle anderen Neugeborenen – hieß es – kämen eigentlich vom Gögelestuo. Ähnliches erzählte man sich vom Klausloch am Südabhang der Mittagsfluh bei Au. Von da bringe der Klaus die Kinder nicht nur, sondern hole sie vereinzelt dorthin zurück.

Die Verbindung zwischen Höhlen und der Regeneration des Lebens fand einen besonderen Ausdruck in der Vorstellung von den Höhlen als Vagina der Erde. Die bereits in der Steinzeit an die Wände gemalten Tiere scheinen dem Zweck gedient zu haben, deren Geburt aus dem Schoß der Erde zu fördern (DUERR 1990: 35; DUERR 1984: 43). Unter anderen geistigen Voraussetzungen verkehrte sich dieses Furchtbarkeitsdenken in sein Gegenteil. So zählte es zu den Hauptvorwürfen gegenüber mittelalterlichen Ketzern, dass sie in Höhlen ausschweifende teuflische Orgien feierten (ÉLIADE 1978: 91).

Reise zu den Toten

Die Gedeihlichkeit des Lebens war vor allem dann gewährleistet, wenn der Mensch wusste, was ihm in der Zukunft bevorstand. Um dies zu erfahren, pflegten seherisch begabte Personen vielfältige Kontakte mit den Toten im Venusberg, dem Berg der Liebesgöttin. Die Jenseitigen dachte man sich nämlich der Zeitlichkeit enthoben, sie vereinten Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in sich und sollten demnach auch über die künftigen Geschehnisse Auskunft geben können.

Aus dem Raum Bludenz, genauer vom Bürserberg, überlieferten erhaltene Aufzeichnungen Berichte über eine Frau, der zahlreiche Menschen der näheren und weiteren Region glaubten, dass sie bei ihren Reisen in den Venusberg von den Toten erfuhre, wer im nächsten Jahr sterben würde. Sie wollte auch über die Erträge des Bergbaus und über künftige politische Entwicklungen Auskunft geben können. Allein letzterem Umstand ist es zuzuschreiben, dass von Personen

wie ihr, die hierzulande keine Einzelfälle gewesen sein dürften, archivalische Zeugnisse erhalten geblieben sind. Sie soll nämlich mit ihren Aussagen die aufständischen Bauern um 1525 zu weiterem Widerstand gegen die Obrigkeiten ermuntert haben (ZINGERLE 1857; TSCHAIKNER 1997: 25–36).

Zwiespältige andere Welt

Die Vorstellung, dass das Berginnere belebt war, überliefern noch vorarlbergische Sagen wie jene vom Drachen im Strahlstein oberhalb von Bizau. Selbst die Unruhe des geologisch instabilen Berges Blasenka im Großen Walsertal erklärte man sich durch die Tätigkeit geheimnisvoller Wesen in seinem Inneren.

Dabei handelte es sich jedoch nur um indirekt wahrnehmbare Kräfte, welche die Phantasie der Menschen weniger beschäftigten als die in Höhlen und Tobel hausenden so genannten Wilden Leute, die Bergmännle, die Heiden in den verschiedenen Heidenlöchern, das «geschäftige Volk der Butze oder Geister» mit ihrer Königin, der Alpmutter, die Fenggen des Montafons oder die Rutschifenken des Klostertals. Diese Gestalten stellte man sich zumeist klein und unscheinbar, mitunter aber auch riesengroß und so stark vor, dass sie Felsen auftürmen oder Durchlässe in die Berge brechen konnten. Die Mehrzahl von ihnen sollte gutmütig und hilfsbereit sein, manchmal sich jedoch auch gegenteilig verhalten. Die «Volksvorstellung» kannte keinen einfachen Dualismus, keine strikte Trennung von Gut und Böse. Jemand, der zu heilen vermochte, verfügte ebenso über schädigende Fähigkeiten. Zumindest bestand aber immer die Gefahr, dass man nicht nur mit den guten helfenden Wesen und dem bezaubernden Nachtvolk, sondern mit dem Wütenden Heer Bekanntschaft machte. Begegnungen mit den Jenseitigen bildeten dabei stets außergewöhnliche Ereignisse, die man einerseits suchte, andererseits aber auch fürchtete oder mit großer Scheu wahrnahm.

Tobelreiterinnen

Welche Vorstellungen die frühneuzeitlichen Menschen tatsächlich mit Höhlen und Tobeln verbanden, lässt sich nur in beschränktem Maß aus Sagen ablesen, denn diese wurden stark von (literarischen) Denkmustern des 19. und 20. Jahrhunderts überformt. Mitunter sind vermeintliche Volksüberlieferungen direkt aus schriftlichen Quellen übernommen, aus Missverständnissen entstanden oder sogar einfach frei erfunden worden (TSCHAIKNER 1998: 121 f.; TSCHAIKNER 2002b: 256–259). Quellenzeugnisse unmittelbar volkstümlicher Wahrnehmung aus der Frühen Neuzeit liegen nur in geringer Zahl vor. Und selbst bei den wenigen Dokumenten dieser Art ist Vorsicht geboten, was die «volkstümliche Authentizität» betrifft. Aus welchen – auch gelehrten – Kanälen sich gängige Vorstellungen speisten, ist zumeist nicht mehr nachvollziehbar. Bei allen frühneuzeitlichen Zeugnissen des «Volksmunds» empfiehlt es sich, von einer vielfach gestuften Mischung aus Buchwissen und mündlicher Tradition auszugehen.

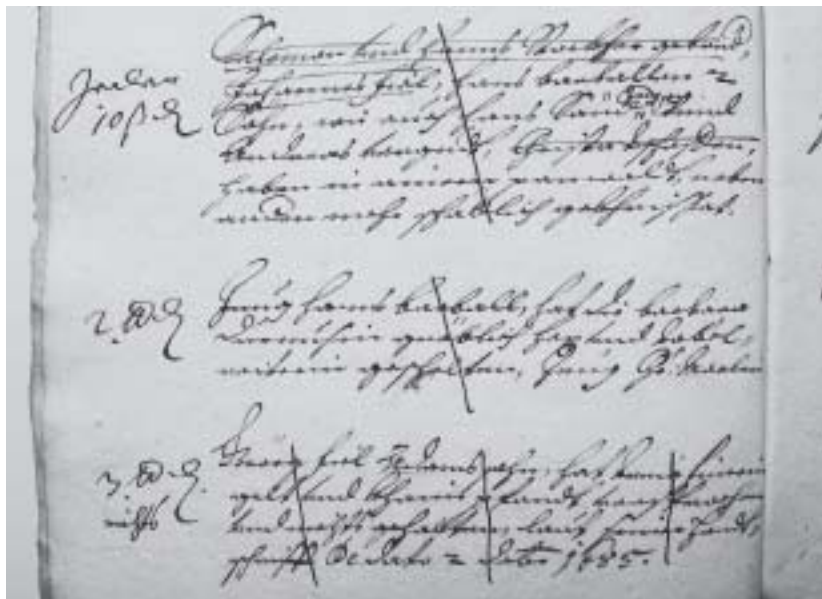


Abb. 1: Ausschnitt aus dem Frevelbuch der Stadt und Herrschaft Bludenz von 1687, in dem vermerkt ist, dass der junge Hans Barball aus St. Gallenkirch eine Barbara Durnusin als Hexe und Tobelreiterin gescholten hat. Nachdem die Strafgerichte erlegt waren, wurden die Eintragungen durchgestrichen.

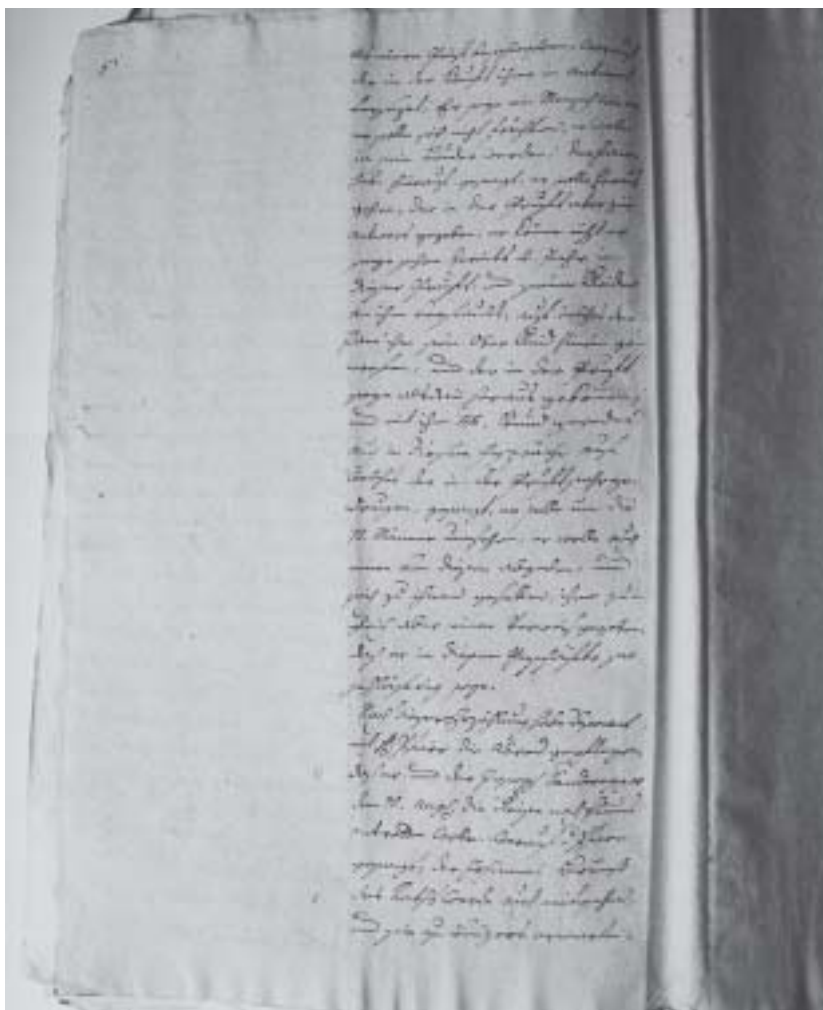
Unzweifelhaft tief im Denken der Bevölkerung des südlichen Vorarlberg war jedoch noch im 17. Jahrhundert der Glaube verankert, dass schädliche Hexenpersonen in ihrer Mitte vor allem mit den bedrohlichen Tobeln ihres Lebensraumes in Verbindung standen. Deshalb nannte man solche Frauen im Volksmund «Tobelreiterinnen». Das heißt, man empfand es als ihr Hauptcharakteristikum, dass sie sich in Gefilden herumtrieben, die für gewöhnliche Menschen unzugänglich waren. Statt durch ihre Schädlichkeit kennzeichnete man sie durch die Orte, wo sie ihre numinösen Kontakte pflegen sollten. Noch zu Beginn des 18. Jahrhunderts warfen zwei Brüder aus Gaschurn einer Dorfgenossin auf der Tanzaube bei der Kirche in aller Öffentlichkeit vor, sie sei eine «ausgerittene Hexe», sie habe «alle Töbler ausgeritten».

In diesem Sinn fanden die Tobel auch Eingang in die Hexenprozesse. Während Höhlen dabei – im Unterschied zu anderen Regionen (HÜNNERKOPF 1987: 179) – weder im Zusammenhang mit Hexensabbaten noch als Sitz des Teufels eine Rolle spielten, sollen hierzulande manche Hexentänze in Tobeln stattgefunden haben. Spätestens im 18. Jahrhundert löste sich aber die Verbindung von Hexen und Tobeln. Aus den Tobelreiterinnen wurden Besenreiterinnen. Das blieben sie bis heute. Nunmehr gilt der Besen als Hauptmerkmal der Hexen. Die Zielangabe des Hexenfluges wurde ersetzt durch das Flugmittel (TSCAIKNER 1997: 140 u. 148).

Schatzgräber

Die «verhohlene» andere Welt in den Tiefen der Erde blieb aber weiterhin von hohem Interesse und Belang. Zahlreiche Sagen erinnern an das Bemühen der Menschen, Schätze zu heben, die in Höhlen, Verliesen und Ähnlichem lagen

Abb. 2: Eine Seite aus dem umfangreichen Akt des Vogteiamtes Feldkirch über verbotene Schatzgräberei im ausgehenden 18. Jahrhundert. Darauf wird die Begegnung mit dem Mann in der Höhle des Berges Sächsmor südlich des Walensees geschildert.



und von irgendwelchen gefährlichen Wesen gehütet wurden. Die Möglichkeit, mittels magischer Zeremonien verborgene Reichtümer aufzufinden, bewegte im 17. und 18. Jahrhundert die Gemüter zahlreicher Menschen. Trotz strenger Verbote nahmen sie mitunter weite Wege und hohe Aufwendungen in Kauf, um entsprechende Erfolge zu erzielen (DILLINGER 2003). Dabei ließ die Hoffnung auf schnellen Reichtum manchen von ihnen sämtliche Vorsicht und Rücksichtnahme auf sein soziales Umfeld vergessen. Immer wieder gelang es den Obrigkeiten, ganze Gruppen so genannter Schatzgräber ausfindig zu machen und zur Rechenschaft zu ziehen (NIEDERSTÄTTER 1995: 156–164; TSCHAIKNER 2002a: 172).

Bei deren Unternehmungen kam zwar entsprechendem Gelände besondere Bedeutung zu, Höhlen standen dabei jedoch zumeist nicht im Vordergrund. Dass diese aber zu Beginn des industriellen Zeitalters selbst bei angesehenen und einflussreichen Personen ihre mythische Dimension noch nicht eingebüßt hatten, belegen die umfangreichen Aufzeichnungen zu einem speziellen Fall im Vorarlberger Landesarchiv.

Der Mann aus der Höhle

Im Sommer 1787 bemühte sich ein verarmter Bauer namens Andreas Jann vom Flumserberg im Sarganserland, auf seinem Grund ein kleines Kloster oder eine «Waldbrüderei» zu errichten. Um ein Dutzend Insassen und die entsprechenden Geldmittel zusammenzubringen, stützte er sich nicht nur auf angebliche Offenbarungen eines Engels in Form eines neunjährigen Kindes, sondern vor allem auch auf die Mitwirkung des Pfarrers von Altenstadt und Churer Domherrn Dr. Josef Anton Mayer, gebürtig aus Trimmis in Graubünden, sowie des Altenstädter Tafernwirts und Richters Johannes Breuß. Bei deren Rekrutierung von weiteren Interessenten im Raum Rankweil, zu denen auch der Breuderiser Lehrer und spätere Schützenhauptmann Josef Sigmund Nachbauer zählte, kam einem Geist in einer großen Höhle unterhalb des Berges Sächsmor südlich des Walensees große Bedeutung zu. (Vielleicht besteht ein Zusammenhang zwischen den damaligen Vorgängen und der heutigen außergewöhnlichen Muttergottesstatue auf der Alpe Grueb.)

Der «Mann in der Gruft» soll der Geist eines vier Jahre davor verstorbenen Familienvaters gewesen sein, dessen Ehefrau sich im selben Sommer erhängte, als die Geschichte von ihrem Mann als Höhlengeist verbreitet wurde. Andreas Jann gab vor, es sei ihm gelungen, den Geist aus der tiefen Erdspalte zu locken. Zuerst habe sich dieser zwar geweigert, denn ihm seien in den vergangenen vier Jahren alle Kleider am Körper verfault. Nachdem ihm Jann aber ein Oberkleid zugeworfen habe, sei er herausgestiegen und habe dessen Klostergründungspläne stark unterstützt, ja selbst ein Mitglied der neuen Gemeinschaft werden wollen. Der Höhlenbewohner sei im Besitz eines Buches gewesen, das im Jahr 1330(!) gedruckt worden und zur Hälfte mit weißer Seide verschlossen gewesen sei. Vor allem habe er auch über einen Stab verfügt, mit dem man entweder verborgenes Gold finden oder damit berührte Gegenstände in Gold verwandeln könne. Außerdem vermöge man in dem «Glücksstab» die Zukunft vorauszusehen, also zu erkennen, wie lange die Welt noch stehe und was aus einem Menschen werde. Johannes Breuß und andere waren überzeugt, dass ihnen sämtliche Gelder, die in das ominöse Klosterprojekt zu investieren waren, durch den Mann aus der Gruft ersetzt würden. Vom «Glücksstab» wollte der Altenstädter Pfarrer später übrigens nichts gewusst haben.

Veränderungen der geistigen Topografie

Die geschilderten Ereignisse veranschaulichen, dass – im Gegensatz zur Umwandlung der Hölle aus einem neutralen Aufenthaltsort der Toten zu einem Strafort – Höhlen und überhaupt die Bergwelt wohl nie gänzlich dämonisiert wurden. Beide dürften stets mit einer ambivalenten Scheu vor dem Andersartigen wahrgenommen worden sein, denn manch einer erhoffte sich von den dort wirksamen Lebewesen und Kräften Förderung oder Rettung in schweren Lagen. Daran konnte der Umstand nichts ändern, dass magische Spezialisten – zu denen übrigens viele Geistliche zählten – lange Zeit hindurch zum Beispiel ruhelose

Tote, also Wiedergänger und Gespenster, vornehmlich in auffallende Bergstöcke wie etwa die hohe Wand der Kanisfluh bannten und diese somit in Parallele zur Hölle als Orte der Strafe erscheinen ließen (WINKLER 1987: 191 f.; TSCHAIKNER 2000: 34 f.).

Parallel zu den volkstümlichen Denkmustern entwickelte sich in der Frühen Neuzeit – zunächst bei einer kleinen Gruppe von Gebildeten, später aber immer breitere Schichten erfassend (BURMEISTER 1994: 38–43, 49–52) – eine neue Sichtweise auf die Berge. Der Zauber, mit dem deren Welt ursprünglich vor allem in Form verschiedenster Lebewesen umgeben war, verlagerte sich unter den sich wandelnden wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen zusehends vom Äußeren ins Innere des betrachtenden Menschen. Dabei erscheint die neue Begeisterung für das Unnütze von ihren Voraussetzungen her als nicht weniger rational oder irrational als die Vorstellungen, die frühere Generationen mit Bergen, Höhlen und Tobeln verbanden. Im Zuge der «Eroberung der Alpen» veränderten diese aber mit der geistigen Topografie auch ihren Charakter. Zu einer solchen Entfremdung wie bei den Zwergen, die ursprünglich eine Verkörperung der Toten darstellten (LECOUTEUX 1987: 132) und zum Inbegriff der niedlichen Vorstadtgartenzierde wurden, kann es bei Bergen und Höhlen jedoch trotz aller kommerziellen Anstrengungen gottlob nicht kommen.

Verwendete Literatur

- BURMEISTER, K.H. (1994): Die Anfänge des Alpinismus in Vorarlberg mit Ausblick auf die Nachbarländer. In: Die Alpen als Heilungs- und Erholungsraum. Bozen 1994 (= Schriftenreihe der Arbeitsgemeinschaft Alpenländer), S. 35–59.
- CATANI, N. (1781): Bemerkungen bei einer in Gesellschaft Herrn Pfarrer Pol durch die Montafunerberge in die Gebirge Fermunt, im Julius 1780 angestellten Bergreise. In: Der Sammler. Eine gemeinnützige Wochenschrift für Bündten 3 (1781) 5.
- DILLINGER, J. (2003): «Das Ewige Leben für fünfzehntausend Gulden». Schatzgräberei in Württemberg. In: Zauberer – Selbstmörder – Schatzgräber. Magische Kultur und behördliche Kontrolle im frühneuzeitlichen Württemberg. Hg. v. dems. Trier 2003: S. 221–297.
- DUDEN (1963): Etymologie. Herkunftswörterbuch der deutschen Sprache. Bearb. v. Günther Drosdowski, Paul Grebe u. a. Mannheim 1963.
- DUERR, H.-P. (1984): Traumzeit. Über die Grenze zwischen Wildnis und Zivilisation. Frankfurt a. M. 1984.
- DUERR, H.-P. (1990): Sedna oder Die Liebe zum Leben. Frankfurt a. M. 1990.
- ELIADE, MIRCEA (1978): Das Okkulte und die moderne Welt. Zeitströmungen in der Sicht der Religionsgeschichte. Salzburg 1978.
- FIENT, G. (1891/92): Das St. Antönier-Thal. In: Jahrbuch des Schweizer Alpenclubs 27 (1891/92), S. 69–84.
- FLAIG, W. & G. FLAIG (1974): Rätikon. Ein Führer für Täler, Hütten und Berge. 7. Aufl. München 1974.

- LECOUTEUX, C. (1987): Geschichte der Gespenster und Wiedergänger im Mittelalter. Köln-Wien 1987.
- LE GOFF, J. (1991): Die Geburt des Fegefeuers. Vom Wandel des Weltbildes im Mittelalter. 2. Aufl. München 1991.
- HÜNNERKOPF, R. (1987): Höhlen. In: Handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens. Hg. v. Hanns Bächtold-Stäubli. Bd. 4. Berlin-New York 1987, Sp. 175–183
- NIBLER, F. (1877): Die Sulzfluh und ihre Höhlen. In: Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins 8 (1877), S. 324–331.
- NIEDERSTÄTTER, A. (1995): Montafoner Schatzgräberei. In: Montafon. Beiträge zur Geschichte und Gegenwart. Bludenz 1995 (= Bludener Geschichtsblätter 24–26), S. 156–164.
- TSCHAIKNER, M. (1997): Magie und Hexerei im südlichen Vorarlberg zu Beginn der Neuzeit. Konstanz 1997.
- TSCHAIKNER, M. (1998): «Der Teufel und die Hexen müssen aus dem Land ...» Frühneuzeitliche Hexenverfolgungen in Liechtenstein. Vaduz 1998.
- TSCHAIKNER, M. (2000): In die Kanisfluh gebannt – eine Gespenstervertreibung am Haselstauder Berg um 1767. In: Dornbirner Schriften. Beiträge zur Stadtkunde 27 (2000), S. 31–38.
- TSCHAIKNER, M. (2002a): Dornbirn in der Frühen Neuzeit (1550–1771). In: Geschichte der Stadt Dornbirn. Bd. 1: Von den Anfängen bis zum Loskauf. Hg. v. Werner Matt u. Hanno Platzgummer. Dornbirn 2002, S. 73–251.
- TSCHAIKNER, M. (2002b): Der starke Kosmas und der Bär beim Hirschenbad – Sagenbildung am Beispiel des Stammvaters der Gohm von Schnifis. In: Montfort 54 (2002), S. 256–259.
- WINKLER, N.: Hölle. In: Handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens. Hg. v. Hanns Bächtold-Stäubli. Bd. 4. Berlin-New York 1987, Sp. 184–257.
- ZINGERLE, I.V. (1857): Frau Saelde. In: Germania. Vierteljahresschrift für deutsche Alterthumskunde 2 (1857), S. 436–439.

Für die Überlassung seiner umfangreichen Sagensammlung bedanke ich mich herzlich bei Herrn *Reinhard Elsensohn*, Dornbirn.

Adresse des Verfassers

Dr. Manfred Tschaikner
Vorarlberger Landesarchiv
Kirchstraße 28
A-6900 Bregenz